

Thomas Matys

Rezension zu: Dahm, Daniel/Scherhorn, Gerhard: Urbane Subsistenz. Die zweite Quelle des Wohlstands. München 2008: oekom; 19,95 €

Das Buch erschwert leider gleich zu Beginn den LeseEinstieg und markiert damit eine Schwierigkeit, welche sich als charakteristisch für das gesamte Werk erweisen soll: es fehlt eine angemessene Einleitung, die, wenn sie richtig verfasst ist, über Ziel, Methode und Ergebnisse der Arbeit zusammengefasst und verdichtet informiert. Im Vorwort, welches nicht von den Verfassern stammt, werden Andeutungen gemacht, die zumindest erste thematische Pflöcke setzen: Es geht offensichtlich um „Nachhaltigkeit“, eine „marktfreie Produktion und Reproduktion von Gütern und Dienstleistungen“ und um „ein besseres Verständnis der urbanen Subsistenz“. Ich werde im Folgenden zunächst die Kapitelstruktur sowie die groben Inhalte der Kapitel darstellen – vielleicht gelingt es mir ja am Ende, das Anliegen der Verfasser klar „zu verstehen“?

„Urbane Subsistenz ...“ ist gegliedert in acht Kapitel, die sich auf vier Teile verteilen. Von den acht Kapiteln widmen sich die Kap. 3 – 5 einer empirischen Studie zum bürgerschaftlichen Engagement. Die anderen Kapitel sind eher theoretischer bzw. mehr oder weniger normativer Natur; aber der Reihe nach – man ist ja sequenzielles Berichten gewohnt, obwohl eigentlich eine panoptische Darstellung angebracht wäre, aber sei's drum. Das 1. Kapitel „Subsistenz, die Grundlage des Erwerbs“ möchte zunächst die Bedeutung der Subsistenz klären: Diese liege vor allem darin, dass Subsistenz in der Vergangenheit sehr durch Vorstellungen von „Selbstversorgungswirtschaft“ (S.16) geprägt worden sei. Seitdem allerdings das „Wirtschaftsbild vom Markt“ (ebd.) herrsche, sei die Relation zwischen Markt und Subsistenz verschoben: ein „Standhalten“ (ebd.), eine an sich selbst orientierte Grundhaltung, die nicht auf vermehrten Konsum, sondern auf Muße, Spiel und Ritus rekurriert, bestimmte das Wesen einer Subsistenzorientierung. Es sei erst der technische Fortschritt der Industriegesellschaft, so die Autoren, welcher derartige Effekte wie Überproduktion oder Raubbau an natürlichen Ressourcen ermöglicht und forciert habe. Die Kultur der Moderne lässt sich nach Auffassung Dahms und Scherhorns als ein „Kommerzialisierungsprozess“ (S. 19) begreifen: Die Priorität des Habens materieller Konsumgüter evoziere gleichsam ein gesellschaftliches Klima des „Haben-Wollens“. An die Stelle einer Losung, und hier zitieren die Autoren Brödner (1997¹) „... des Newtonschen Verständnisses der Natur als Uhrwerk und des Credo vom cartesianischen Subjekt, das sich der Natur aufgrund sorgfältiger Analyse zu unterwerfen vermag, [trete] das Paradigma der Selbstorganisation, [gleichsam die Vorstellung einer] Organisation von Organisation, die sich spontan selbst hervorbringt“ (S. 20). Eine überfließende Zunahme der Marktgüter verdränge die Bedürfnisse nach marktfreien Gütern (S. 22 f.): gesunde Lebensführung, selbstbestimmte Entfaltung, menschliche Zuwendung, soziale Eingebundenheit, gemeinschaftsbezogenes Handeln, Chancen- und Verteilungsgerechtigkeit, Erhaltung des Potentials von Natur- und Sozialkapital u. a. m.

Für die Autoren lautet die Lösung des „Problems“ des Überschusses an Marktgütern und der Unterbewertung so genannter marktfreier Güter – und das kann wohl als die Kernthese des Buches betrachtet werden – die Verstärkung eines „bürgerschaftlichen Engagements in der Zivilgesellschaft“ (S. 27). Langsam schälen sich einige konkretere Anliegen der Verfasser heraus: Mehr „Zeitsouveränität“ (S. 26) sei nötig, um eine andere Balance zwischen Erwerb und Subsistenz zu erreichen und zwar „... im Sinne einer größeren Freiheit für den einzelnen, ob und wann er seine Zeit für sich, ob und wann er sie für bezahlte Arbeit verwenden will“². „Berufsfreie Zeit“ (ebd.) ist die Zeit, die für Lesen, Kochen, Pflege der Angehörigen, Sport, Nachbarschaftshilfe etc. etc. und eben für bürgerschaftliches Engagement beansprucht werden sollte. Zwar nicht weiter begründet, aber offensichtlich als Einführung eines weiteren elementaren Teils des Titels des Buches wird der Sozialraum „Stadt“ („Urbane Subsistenz“) in die Argumentation aufgenommen: „Die

¹ Brödner, P.: Der überlistete Odysseus. Über das zerrüttete Verhältnis von Menschen und Maschinen. Berlin 1997

² v. Weizsäcker, C. F.: Deutlichkeit. Beiträge zu politischen und religiösen Gegenwartsfragen. München 1978

Anpassungsfähigkeit der Städte an sich ändernde Nutzungs-, Versorgungs- und Gestaltungsanforderungen hängt von einem guten Teil davon ab, dass der Stadtraum und die Infrastruktur ausreichende Möglichkeiten für die *zivilgesellschaftliche* Beteiligung von Bürgern an der Produktion von Gemeinschaftsgütern bieten.“ (S. 27; Herv. i. Orig.) Dieser Leitüberzeugung folgend ist auch der weitere Aufbau des Buches geschuldet: In Kap. 2 dann werden die „Bereiche des informellen Wirtschaftens“ (S. 46), innerhalb derer wirtschaftliche Tätigkeiten fallen, „wenn sie nicht im Rahmen einer formal-vertraglich geregelten oder entlohnten Berufstätigkeit stattfinden“ (ebd.) aufgeführt und weiter vorgestellt. Die Verfasser bemühen sich sehr, begriffliche Abgrenzungen vorzunehmen (bspw. „Bürgerarbeit“, „Eigenarbeit“, „Gemeinwesenarbeit“ etc. (vgl. S. 46 ff.) sowie quantitative Abgrenzungen zwischen „formeller“ und „informeller“ Arbeit vorzunehmen, welches zu dem Ergebnis führt, dass bspw. die Relation von geleisteten Arbeitsstunden informeller zu formeller 98:60 beträgt. Kap. 3 (ab S. 60 ff.) zeigt im Weiteren die Grundlagen der innerhalb dieses Buches vorgestellten empirischen Untersuchung zu bürgerschaftlichem Engagement auf: In Köln und Stuttgart wurden Voll-, in Berlin Teilerhebungen durchgeführt. Bürgerschaftliche Einrichtungen wurden quantitativ (per Fragebogen) und per qualitativer Interviews befragt. Die Ergebnisse dieser Studien prägen insgesamt die Kap. 3 - 5 und können hier aus Platzgründen nur sehr verkürzt wiedergegeben werden: Wir können bspw. lernen, dass öffentlich-kommunale Einrichtungen i. d. R. meist eher im Zentrum einer Stadt angesiedelt sind, bürgerschaftliche sich dagegen auf die ganze Stadt verteilen (vgl. S. 83); zudem sei in Stadtteilen mit hoher Arbeitslosigkeit eher wenig bürgerschaftliche Subsistenz zu finden (vgl. S. 87); bürgerschaftliche Einrichtungen haben zumeist eine finanziell schwache Ausstattung gegenüber öffentlichen Einrichtungen. Insgesamt verweisen Dahm und Scherhorn darauf, dass die bürgerschaftlichen Aktivitäten eine Zivilgesellschaft begründeten, die ihre eigenen Logiken ausprägen, ja sogar als eine „zivile Ökonomie“ (S. 98) bezeichnet werden könne. „Die bürgerschaftlichen Tätigkeiten“ (S. 98 ff.) strukturieren den Bereich der Subsistenzwirtschaft. Dieser steht dann neben den Bereichen Markt- und Staatswirtschaft (vgl. S. 102). In hohem Maße entsteht Netzwerkbildung durch urbane Subsistenzeinrichtungen (vgl. S. 123), wie offensichtlich überhaupt, so die Autoren weiter, Subsistenzwirtschaft sicher auch als gute Basis für die Lösung lokaler, spezifischer Probleme darstellt (S. 129). Aber auch die Erhöhung des kulturellen und sozialen Kapitals aller Beteiligten kann wohl als wichtiger Subsistenz-Promoter gelten. Das 6. Kapitel liefert gebündelt Auskunft über die Finanzierungsquellen für bürgerschaftliche Einrichtungen, wobei v. a. die hohe Bedeutung von Eigen- und nicht etwa Drittmitteln überrascht (ab S. 140). In Kap. 7 nähern sich die Autoren dem psychologischen Phänomen der „intrinsischen Motivation“, der ihres Erachtens quasi von allen Menschen (wieder vermehrt) eingeübt werden muss, um die heteronome, außergeleitete Motivationsstruktur des „fordistischen Gesellschaftsvertrags“ (S. 150) der Industriegesellschaft zu überwinden. Zur intrinsischen Motivation gehört Kompetenz und Selbstbestimmtheit (S. 154). Das letzte und 8. Kapitel versucht, „urbane Subsistenz“ in den Zusammenhang zu dem zentralen Modell der 1990-er Jahre (bis heute?) innerhalb des zivilgesellschaftlichen Diskurses schlechthin zu bringen: Dem Konzept der Nachhaltigkeit: „Nachhaltiges Wirtschaften wäre Wirtschaften ohne Substanzverzehr.“ (S.186) Naturgegebene und gesellschaftliche Gemeingüter, so die Autoren, müssten vor Übernutzung geschützt werden; Überkonsum sei zu reduzieren (S. 194 f.); das Finanzkapital sei zu zähmen; kein Gemeingut dürfe mehr ausschließlich als Privateigentum behandelt werden (S. 201); zudem sei das Gesellschaftsrecht zu ändern und Managerhaftung einzuführen; sogar die Anti-Corporations-Bewegung in den USA wird von den Autoren zur Kenntnis genommen. Abschließend fordern Dahm und Scherhorn eine „Tätigkeitsgesellschaft“, innerhalb derer ein „Grundeinkommen“, A. Gorz bemüht, die Menschen sichert, so dass die Kombination aus Erwerbsarbeit und Subsistenzarbeit „einen Wohlfandeffekt hervorbringen [könne], der durch Erwerbsarbeit allein nicht zu erreichen ist“ (S. 213). Die Autoren schließen: „Wenn sich Menschen oft weniger engagieren, als sie bereit wären, liegt das häufig daran, dass sie den Eindruck haben, ja sowieso nichts bewirken zu können. Werden jedoch die Hemmnisse beseitigt und die unfairen Spielregeln revidiert, wird sich nachhaltige Entwicklung im kooperativen Zusammenwirken der Zivilgesellschaft mit ihrer Lebenswelt von selbst entfalten.“ (S. 221)

Soweit der Inhalt. Das Buch in Kürze zu besprechen, ist nicht leicht. Ich muss mich hier beschränken, vielleicht rege ich ja zu weiteren Diskussionen an. Zunächst einmal ist arbeitssoziologisch zu begrüßen, dass der Figur der „Bürgerarbeit“ eines Ulrich-Beck-Schwadronismus auch einmal empirischer Gehalt verliehen wurde. Jeder, der bereits einmal quantitativ und qualitativ sozialforscherisch tätig war, kann ermessen, wie aufwendig es ist, die „Mühsal der Ebene“ zu durchschreiten, bis man überhaupt etwas einigermaßen Gescheites aussagen kann. Und dass der Bereich des bürgerschaftlichen Engagements nicht ein empirisches Feld darstellt, welches in der Beforschung seiner Akteure, Funktionsweisen und gesellschaftlichen Effekte weiter forciert werden muss, gilt wohl gemeinhin als unstrittig. Dazu liefert das Buch auch eine gute Grundlage. Auch der Prozess der so genannten „funktionalen Differenzierung“ „begleitet“ die Ausführungen der Autoren gut: hierbei handelt es sich ja um einen Differenzierungsmodus, der die Welt in Funktionsbereiche, wie Politik, Recht, Wirtschaft, Wissenschaft usf. unterteilt, und bei dem historisch gesehen viele kommunalisierte Bereiche übergeordneten Regulierungsweisen weichen mussten. Allerdings ergeben sich für mich auch eine Reihe von Fragen bzw. Kritikpunkten, die ich v. a. unter soziologischer Perspektive thematisieren muss (ich kann nur drei nennen; Fragen zur Problematik des „Urbanitäts“- und des „Nachhaltigkeits“-Begriffs müssen leider hier ausgespart werden): 1.: Wenn die Autoren stets so dezidiert das „Marktmodell“, also im Prinzip doch die „kapitalistische Produktionsweise“, kritisieren, zudem auch – wie ausgeführt – im Prinzip die Wirkungen „funktionaler Differenzierung“ beschreiben und damit zwei der großen „Neuheiten“, durch die sich die Moderne „auszeichnet“, zumindest implizit im Blick zu haben scheinen, warum wird auf die dritte Kategorie, die in ihrer Bedeutsamkeit für die Strukturierung der modernen Gesellschaft den beiden anderen in nichts nachsteht, nämlich „Organisation“, so gut wie gar nicht eingegangen? Organisationen sind *als Akteure* die mächtigen Definierer der sozialen Wirklichkeit; sie betreiben Agenda-Setting, entfalten Macht- und Mikropolitiken, prägen Mitgliedschaftsrollen und Positionsgefüge aus und verschleiern damit Verantwortungszurechenbarkeiten. Man sollte nicht außer Acht lassen, dass viele Einrichtungen des bürgerschaftlichen Engagements ebenso organisationsförmig angelegt sind: Wer sollte ernsthaft annehmen, dass sich in ihnen nicht ebensolche Praktiken entfalten, wie bei den kritisierten „marktförmigen“ Organisationen? Damit wird die zweite Bedeutungsvariante von Organisation sichtbar: Organisation *als Modus*, als generelle Denk- und Praxisweise zur „Regulierung“ gesamtgesellschaftlicher Verhältnisse. 2.: Die Autoren vernachlässigen nahezu gänzlich das im Prinzip gut beforschte Gebiet einer, so könnte man sie nennen, Theorie des Arbeitsmarktes: Bei allem Reden über Eigenarbeit, Anerkennung, Grundsicherung, Muße, Konzentration auf „sich selbst“ – was ist mit „asymmetrischem Marktungleichgewicht“ auf dem Arbeitsmarkt, welches faktisch immer noch besteht? Was ist mit den Ansätzen zur Arbeitsmarktsegmentierung als im Prinzip einem Strang der sozialen Ungleichheits-Forschung? Als hätten alle Gesellschaftsmitglieder dieselben Chancen, Rechte und Freiräume, innerhalb derer man lediglich umdenken bzw. „um-handeln“ müsse!?! Utopie bezeichnet im Wortsinne immer einen wünschbaren Ort, den es aber leider nicht gibt, und von Utopischem wimmelt es leider auch in diesem Buch. 3.: Den Autoren müsste doch angesichts ihrer eigenen Arbeit klar sein, dass sie selbst ihrerseits auch zu den Funktionseliten gehören, die eine ebenso wirkmächtige „abstrakte Idee“ (John Meyers) innerhalb des modernen Arsenal kultureller Losungen auf die „Agenda“ heben wollen, wie die der Fortschritts-, Machbarkeits-, Materialitäts- und Steigerungsmaxime, die sie ja gerade kritisieren: nämlich die des freien, selbstbestimmten Subjekts, dass, wenn es sich nur anstrengt und seine Mündigkeit selbst in die Hand nimmt, eine echte Alternative zu Markt- und Staatslogiken erreichen könne. Doch ich rate: Vorsicht! Wer könnte uns besser aufklären als Niklas Luhmann, dass es sich beim Reden um ein freies, mündiges, um Selbstsorge und nachhaltiges Handeln bemühtes, um nicht zu sagen: aufgeklärtes Subjekt, lediglich um die 2. Seite derselben Medaille handelt: Das moderne Subjekt fungiert lediglich als Platzhalter, als Zurechnungseinheit einer ontologisierenden Rationalitätssemantik der Moderne, Handeln, Ereignisse, Effekte etc. adressierbar, zurechenbar machen zu können. Eine derart kritische Selbstreferentialität ist doch reinste Subsistenz, mindestens genauso wichtig wie normativer Utopismus, oder die Herren Scherhorn und Dahm?